



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Umgestaltung der evangelischen Kirche.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

führungskünste, die sie dem Don Cesar gegenüber anwendet, streifen zu nahe an ein nicht mehr der Aesthetik angehöriges Gebiet, und die Naivetät, mit welcher Don Cesar auf dieses Gebiet eingeht, als er z. B. einmal ausruft: „Wie kann ich sie in diesem Anzug sehen und nicht vor Liebe sterben!“ wird geradezu lächerlich. Die beiden Prinzen und Prinzessinnen sind zu schablonenhaft gehalten, und der ganze Conflict der Empfindungen wird gleich von vorn herein zu sehr ins Didaktische gezogen. Diana stellt nicht den Stolz und den Uebermuth einer freien Natur, sondern die Pedanterie einer ziemlich langweiligen Doctrin den Bewerbungen ihrer Freier entgegen, und auch von der andern Seite wird die Sache so viel als möglich theoretisch abgemacht. Trozdem hat das Stück sehr bedeutende Vorzüge, die es mit Recht zu einem Lieblingsstück unsrer Debutanten gemacht haben. Der Gedanke selbst ist originell, die Ausführung wenigstens in ihren Grundzügen geschickt arrangirt, und die Steigerung der Empfindungen Donna Diana's sogar recht poetisch dargestellt. Man sollte einmal daran denken, die allzu großen Rohheiten aus dem Stück zu entfernen, unter Andern auch den Schluß etwas abzuändern, denn daß Donna Diana, nachdem sie sich überzeugt hat, Cesar und Laura lieben einander und seien bereits versprochen, plötzlich hervortritt, und ihrerseits Don Cesar mit ihrer Hand beglückt, widerspricht nicht bloß unsern modernen Begriffen von weiblicher Würde, sondern der idealen Natur des Weibes überhaupt. — Außerdem würde der Darsteller des Don Cesar so viel als möglich versuchen müssen, sich als freien, seiner Gegnerin ebenbürtigen Mann darzustellen; er muß zeigen, daß nicht bloß das Ziel, sondern auch der Weg ihm Vergnügen macht, daß er nicht bloß ein gelehriger Schüler des verschmitzten Bedienten ist, sondern daß es ihn innerlich kitzelt, Gleiches mit Gleichem zu erwidern, und die stolze Schönheit zu demüthigen.

Die Umgestaltung der evangelischen Kirche. *)

Wenn es sich in dem Streit zwischen den supranaturalistischen und rationalistischen protestantischen Geistlichen um weiter Nichts handelte, als um die Lehrsätze, die sie in ihren Predigten, ihren theologischen Zeitschriften, ihrer Exegese u. s. w. anzuwenden haben, oder um die Formalitäten, welche diese oder jene kirchliche Handlung begleiten sollen, so könnten wir, die wir weniger daran gewöhnt sind, die Bildung unsres Geistes und die Nahrung für unser Herz in jenen Zeitschriften oder vor den Kanzeln zu suchen, in diesem Conflict ganz unbetheiligt

*) Vorträge über Wesen und Gestalt der evangelischen Kirche, mit Rücksicht auf die in Preußen ihr bevorstehende neue Gestalt, von C. Kestner, Prediger in Potsdam. Potsdam, Niegel'sche Buchhandlung.

bleiben, wir könnten ruhig zusehen, was sich aus der Dialektik zweier Vorstellungen, von denen die eine das Wunder als etwas Natürliches, die andere als etwas Uebernatürliches begreift, entwickeln wird, ja wir könnten kaum sagen, daß wir eine warme Theilnahme für die eine oder die andere der beiden Seiten empfänden; allein es handelt sich hier nicht blos um uns, die wir uns von den Einflüssen von dieser Seite her ziemlich frei gemacht haben, sondern um die ganze Generation, und da kann es uns allerdings nicht gleichgiltig sein, ob die große Masse des Volks sich daran gewöhnt, einen unfrem Verstand entgegengesetzten Verstand, ein unfrem Gefühl entgegengesetztes Gefühl als heilig und unfehlbar zu verehren.

Denn der Supranaturalismus bezieht sich nicht allein auf das Denken, sondern auch auf das Empfinden. Wenn er sich lediglich im Gebiet der Intelligenz bewegte, so wäre keine so große Gefahr dabei, denn die Wissenschaft hat seit Galilei's Zeiten nach allen Seiten hin so feste Verschanzungen aufgeworfen, daß man ganze Legionen von Jesuiten zum Sturm gegen dieselbe antreiben könnte, ohne ihr auch nur den kleinsten Vorposten zu entziehen; und wenn die Wissenschaft auch keineswegs das Niveau der allgemeinen Bildung ausdrückt, so ist sie doch eine uneinnehmbare Festung, in welche versprengte Freicorps sich zurückziehen können, und von wo aus der Feind auch in den schlimmsten Umständen mit Erfolg zu bekämpfen sein wird.

Mit unfrem sittlichen Empfinden ist es aber anders. Dasselbe erfreut sich keineswegs der Sicherheit und Integrität der wissenschaftlichen Erkenntniß, im Gegentheil sind wir, die Söhne der Romantik, in unfrem Gefühl viel unklarer und schwankender, als es selbst im vorigen Jahrhundert der Fall war. Es kann uns also nicht gleichgiltig sein, daß man der Menge, die nach irgend einem Glauben lechzt, von welcher Seite er auch kommen möge, Heiligenbilder und Reliquien zur Anbetung darreicht, die nicht die unsrigen sind, daß man sie in Geschichten und allgemeinen Grundsätzen Ideale verehren lehrt, die uns als Gözenbilder erscheinen. — Es handelt sich hier nicht blos um den Inhalt der neuen Orthodogie, sondern um die Träger derselben.

Es ist noch kein volles Menschenalter her, daß der Rationalismus durch ganz Deutschland ziemlich die ausschließliche Herrschaft hatte; in einzelnen Gegenden, z. B. in Sachsen, herrschte er sogar geradezu despotisch. In der religiösen Reaction, die sich seit der Zeit überall erhoben hat, sehen wir auf der einen Seite zwar allerdings die Empörung glaubensbedürftiger Gemüther gegen ein leeres und unfruchtbares System, gegen eine Halbheit, die weder dem Verstand, noch dem Herzen genügt, und wir sind vollkommen überzeugt, daß ein Theil der neuerweckten Rechtgläubigkeit aus einer an sich ganz berechtigten Sehnsucht hervorging; aber auch nur ein Theil. Leider haben sich die Regierungen der Sache angenommen, und die Frömmigkeit durch äußerliche Begünstigungen zu fördern

gesucht. Der größte Theil der frommen Professoren, Lehrer und Geistlichen, die in der jetzigen Zeit in Preußen zu finden sind, stammen aus der Eichhorn'schen Zeit, und das jetzige Ministerium der geistlichen Angelegenheiten übertrifft das Eichhorn'sche in demselben Grade an Intoleranz und an Fülle kirchlicher Glaubenssätze, als in der Politik die jetzt herrschende Kreuzzeitungspartei die bureaukratische des Jahres 1842. Das hat, wie immer die Herrschaft einer einseitigen Partei, auf die Sittlichkeit die nachtheiligsten Einflüsse. Ich glaube zwar gern, daß von einer bewußten Heuchelei nur bei einem sehr kleinen Theil die Rede sein kann, aber schon, wenn man sich zu dem Amt eines Geistlichen vorbereitet, hat man instinctmäßig die von oben her beliebte Form des Glaubens im Auge; man richtet seine Studien und seine Empfindungen darnach ein, und das führt leicht zu einer Selbsttäuschung, die vom höhern sittlichen Standpunkt aus betrachtet viel schlimmer und viel gefährlicher ist, als jene bewußte Heuchelei.

Es muß uns daher von großer Wichtigkeit sein, auf die Bemühungen unsrer Aufmerksamkeit zu richten, welche innerhalb der Kirche selbst stattfinden, die einseitige Herrschaft einer extremen Partei zu hintertreiben. In diesen Bemühungen nimmt das unten angezeigte Werk eine werthvolle Stellung ein. Der Verfasser gehört zu der Schule Schleiermacher's, die sich überhaupt um die Veröhnung des religiösen Sinnes mit der Humanität große Verdienste erworben hat. Sie hat allerdings in etwas weit getriebener Toleranz dem Princip des Supranaturalismus Concessionen gemacht, die es zu einer Einheit des Princips bei ihr nicht recht kommen lassen wollen; dafür hat sie aber auch in ihre Lehren eine Fülle von sittlichem, gemüthlichem und ästhetischem Inhalt eingeführt, die gegen die Dürftigkeit des alten und platten Rationalismus sehr vortheilhaft absteht. Sie hat außerdem eine viel günstigere Stellung innerhalb der Kirche selbst, als die Rationalisten, die, je aufrichtiger sie sind, sich immer weiter von der eigentlichen Kirche entfernen müssen, und denen zuletzt Nichts übrig bleibt, als sich in freien Gemeinden zu zerstreuen, wo die eigentliche Leerheit ihres Princips sich auch nur allzu bald ausspricht.

Herr Estester geht also nicht auf eine Trennung von der Kirche aus, sondern auf eine Reform derselben und auf ihre Trennung vom Staat. Bekanntlich ist von oben her diese Idee gleichfalls ausgesprochen worden, und man hat durch die Berufung der Generalsynode im Jahre 1846, wenn auch vergebens, versucht, etwas Aehnliches anzubahnen. Die evangelische Kirche ist aber in der schlimmsten Lage, daß sie sich ihre Verfassung nicht selbst geben kann, sondern sich dieselbe vom Staat octroyiren lassen muß, denn es fehlt ihr vollständig an einem Organ, und die neu zu schaffenden kirchlichen Organe sind unter keiner andern Bedingung denkbar, als daß der Staat sie constituirt: der Staat, das heißt hier so viel, als die herrschende Partei. Wenn man dies im Auge behält, so erscheinen die Anträge des Verfassers von einer wahrhaft bewundernswürdigen Kühnheit.

Er will — und er ist darin nur der Ausdruck der Unionsvereine, wozu auch seine Freunde Jonas, Sydon, Bischoff und Andere gehören — der Kirche die vollständige Autonomie in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten, in der Besetzung ihrer Lehrstellen u. s. w. vindiciren, und er will diese Kirche von unten auf, von den Ortsgemeinden aufbauen. Die Ortsgemeinde wählt den Pfarrer und das Presbyterium, die verschiedenen Gemeinden wählen die Kreissynode, die Kreissynode wählt das Kreispresbyterium, und so immer weiter herauf bis zum Oberconsistorium, welches von der Landessynode gewählt wird.

Es ist das, wie gesagt, eine erstaunliche Kühnheit, nicht bloß darum, weil die Möglichkeit vorausgesetzt wird, die jetzt herrschende Partei werde darauf eingehen, und ihren Besitzstand freiwillig an eine im günstigsten Fall noch gar nicht zu berechnende Majorität veräußern, sondern auch, weil sie aus der vollständig irrationalen Mannichfaltigkeit der Gemeinden eine homogene Kirche aufzubauen gedenkt, die ihrerseits wieder controlirend auf die Gemeinden einwirken soll. Das ist ein Glaube an die Lebenskraft und an die Productivität des bestehenden kirchlichen Sinnes, wie wir ihn kaum für möglich gehalten hätten.

Wie dem auch sei, die ventilirte Frage ist eine nothwendige, unabweisbare, eine tief eingreifende in das Leben der Nation. Wir selber sind nicht in der Lage, auch nur Vorschläge darüber zu machen, wir können also nichts Anderes thun, als auf ein System, welches wenigstens aus gutem Willen gekommen und vielseitig durchdacht ist, die allgemeine Aufmerksamkeit hinlenken.

W o c h e n s c h a u .

Skizzen aus Natur- und Völkerleben, von J. G. Kohl. Zwei Bände. Dresden, Kunze. — Der berühmte Reisende hat in diesen zwei Bänden eine Reihe vereinzelter Abhandlungen gesammelt, die sich aus den letzten Jahren herschreiben. Der Inhalt derselben ist zum großen Theil ein ernster. Wir glauben aber, in dieser schweren Zeit unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir als Probe eine etwas leichtsinnigere Darstellung auswählen, die einen uns naheliegenden Gegenstand betrifft, nämlich den Genuß des Kaffees und Tabaks in Sachsen. „So viel ich weiß, giebt es kein Land in der Welt, — selbst Mokka in Arabien nicht ausgenommen, — in welchem die geringen Leute solche Quantitäten Kaffee verconsumirten, wie in Sachsen. In Frankreich trinkt man selbst des Morgens zum Frühstück etwa nur eine halbe Tasse Kaffee, die freilich gut ist, und ungefähr eben so viel nach Tische. In England ersetzt der Thee den Kaffee beim Frühstück fast ganz, und in der Regel ist dieses Getränk dort so schlecht, daß man auch bei der Mittagstafel auf die gebotene Tasse ziemlich willig verzichtet. In Rußland treten beim geringen Volk ebenfalls Thee und Branntwein und andere Flüssigkeiten an die Stelle des Kaffees. Deutschland ist das Land, welches die Kaffeekanne zu einem so respectablen und umfangreichen Gefäß gemacht hat, und in Deutschland